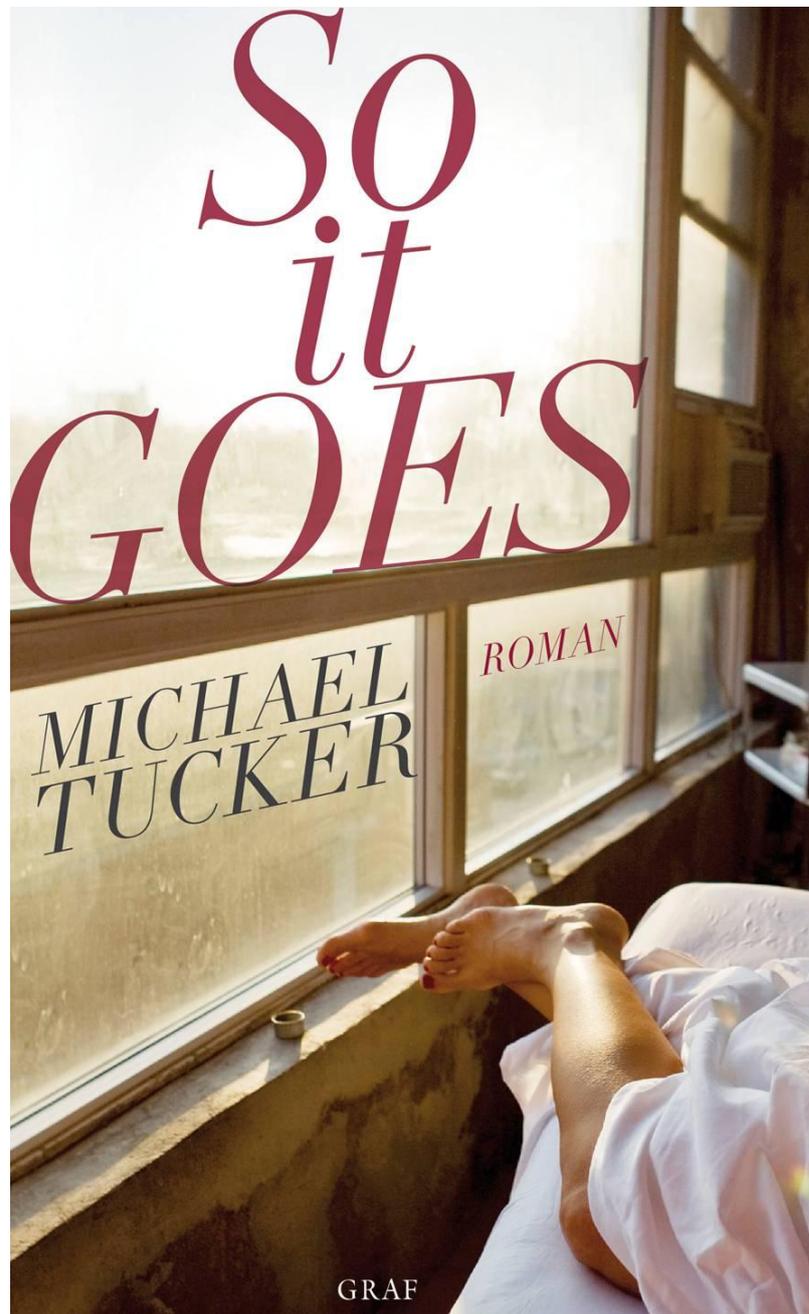


Leseprobe aus dem Manuskript:

Michael Tucker  
**So it Goes**



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

Michael Tucker

So It Goes

Roman

Aus dem Amerikanischen von Sigrid Ruschmeier

Ich widme dieses Buch einem Mädchen, das ich auf einer Party traf, während meine Frau im Nebenraum mit jemandem im Gespräch war. Das ist zweiundvierzig Jahre her, und ich kriege das Mädchen immer noch nicht aus dem Kopf. Manchmal hat eine Frau dich an der Angel, und du weißt, der Haken sitzt so tief, dass er nie wieder herausgeht. Dieses Buch ist für dich, Baby.

## Erstes Kapitel

Herbie Aaron kann's nicht fassen, er findet keine Bar. Er zieht sich die Mütze ins Gesicht, drückt den Kopf tief in den Mantelkragen, läuft die Madison Avenue hinunter und überquert die Sechshundneunzigste Straße. „Das gibt's doch nicht, mitten in New York City“, brummt er, und ein Windstoß bläst ihn fast ins Schaufenster eines Drugstores. Ein paar Schneeflocken wirbeln ihm um den Kopf. Es ist zu kalt zum Schneien, teilt er ihnen mit. Er kommt an einem pseudofranzösischen Bistro vorbei, das für heute Nacht schon geschlossen hat, und schüttelt verächtlich den Kopf. Erst, als er die Achtziger Straßen fast abgeklappert hat, findet er eine Bar in einer Seitenstraße, obere Preisklasse, ein paar Stufen hinunter, der Name in blauen Neonlettern im Fenster.

„Ein Schickimicki-Nachtclub“, sagt er. Er drückt die Glastür auf, die ein angenehm weiches Geräusch von sich gibt, und tritt aus der schneidenden Kälte in das gedämpfte Gemurmel der Bar. „Ein dämlicher Nachtclub.“

Herbie redet mit sich selbst. Er glaubt, dass die Gespräche alle in seinem Kopf ablaufen, aber da irrt er sich. Er redet laut, er überlegt hin und her - wie zum Beispiel, was er sagt, wenn er auf eine Party kommt - und korrigiert sich immer und immer wieder, bis er zufrieden ist. Manchmal streitet er sich mit Leuten oder hält ihnen Vorträge, und selbst, wenn er es schafft, die Lippen nicht zu bewegen, genügt ein Blick in sein Gesicht, und man sieht, dass in seinem Kopf ein ganzer Dreiakter gespielt wird. Im Fairway ließ mal eine Frau ihren Einkaufswagen mitten im Gang stehen - quer! - und

telefonierte mit ihrem Handy. Hunderte von Freunden des guten Essens stauten sich links und rechts von ihr und konnten nicht weiter einkaufen. Den ganzen Weg über die West End Avenue zurück zu seiner Wohnung schimpfte Herbie wild gestikulierend auf sie ein. Moserte über ihre Arroganz und ihren Egoismus. Sie versuchte sich zu verteidigen, doch er parierte ihre Rechtfertigungsversuche glänzend. Geschickt, voller Verachtung spießte er sie mit Worten auf, wie einen Schmetterling auf ein Brett. Leg dich nicht mit Herbie an. *Don't fuck with Herbie.*

Ein Blick über den langen Tresen, und er verzog sich in den hintersten Winkel der Bar, und legt Mantel und Hut auf den Barhocker neben sich. Am anderen Ende sind zwei Paare, die sich zu kennen scheinen, und ein alter Mann, allein, gut gekleidet, starrt ins Leere.

„Ich bin auch ein alter Mann“, sagt Herbie, vielleicht laut, vielleicht zu sich selbst; nicht, dass er es sich merken würde.

Die Barfrau, ganz hinten bei den anderen Gästen, gießt Weißwein aus einer Magnumflasche. Natürlich sieht er sofort, dass sie ein absoluter Hingucker ist. Um ganz sicher zu gehen, putzt er seine Brille mit einer Cocktailserviette. Sie gönnt ihm endlich einen Blick, und der besagt, der Weg zu ihm ist weit.

„Wir schließen“, sagt sie.

Flehentlich hebt er die Hände - gibt es denn keine Gerechtigkeit mehr?

Ihr Wahnsinnsmund verzieht sich zu einem Lächeln. Üppiges dunkles Haar, streng aus dem Gesicht gekämmt, unglaubliche Wangenknochen.

„Manche Leute sind seit heute Nachmittag um fünf hier“, sagt sie.

„Zur Happy Hour hab ich's nicht geschafft.“

Sie nickt. „Sie wollen wahrscheinlich was trinken.“

„Wodka mit Eis, einen doppelten. Und wenn's wirklich die letzte Runde ist - warum bringen Sie mir dann nicht vier davon?“

„Ach toll, ein Alkoholiker. Ich bring Ihnen einen. Und wenn Sie schön brav sind, noch einen. Belvedere? Grey Goose?“

„Haben Sie auch billigen amerikanischen Wodka?“ Na, wenigstens lacht sie, als sie weggeht.

Es lag nicht an der Brille. Sie ist wirklich bildschön. Mit Wohlgefallen beobachtet er, wie sie den doppelten Wodka einschenkt und ihm bringt.

„Warum schauen Sie mich so an?“, fragt sie, als sie das Glas abstellt.

„Sie sind die zweitschönste Frau, die ich den ganzen Tag gesehen habe.“

„Nach Ihrer eigenen Frau?“, erwidert sie und deutet auf seinen Ring. Er nickt und lächelt. Sie erwidert sein Lächeln, und auf ihrer Wange erscheint ein roter Fleck. Mädchen lieben es, wenn man seine Ehefrau liebt, denkt er.

„Und warum schauen Sie dann die erste Frau, die Ihnen was zu trinken bringt, so an?“ Dem Klang nach ist sie von der Ostküste. Vielleicht aus Connecticut.

„Wenn ich aufhören könnte zu schauen, würde ich es.“

Er sieht zu, wie sie zum anderen Ende geht und die Gäste dort abkassiert. „Wenn ich eine Enkeltochter hätte“, überlegt er, „wäre sie älter als dieses Mädchen.“ Er nimmt einen großen Schluck Wodka und spürt ihn die Kehle herunterrinnen. Egal, wie viel er heute Nacht trinkt, es wird nichts helfen. „You are too beautiful, my dear, to be true“, singt Johnny Hartman aus der Jukebox. Jukebox? Es ist eine Anlage, du Idiot. Niemand spricht mehr von Jukeboxen. Außer

mir, schaut Herbie und nimmt wieder einen großen Schluck. „And I am a fool for beauty“, singt Johnny.

Alkohol ist eine Frau, hat ihm mal ein Typ gesagt. Als hätte man was mit einer Anderen. Deshalb würde Annie auch immer so wütend. Der Typ war einer aus der langen Reihe von Gurus, die er und Annie in den alten Zeiten ausprobiert haben. O je, sie waren ganz schön schräg drauf, früher. Immer für eine Überraschung gut. Sie überschritten Grenzen und kamen wieder zurück. Wegen des Alkohols allein wurde Annie gar nicht so wütend, sondern wenn er gleichzeitig trank und einen Joint rauchte. Das hasste sie zutiefst. Er verändere sich dann, behauptete sie - seine Persönlichkeit verändere sich. Das fand er natürlich gar nicht. „Ich stecke hier drin und habe ich einen sehr guten Blick auf die Persönlichkeit“, sagte er immer. „Und glaub mir, es ist dieselbe.“ Bei einem Seminar in Nordkalifornien - einem Wochenendseminar über irgendwelche Hindu-Sexpraktiken in einem Hippieort mit heißen Quellen -, machten sie einmal mit zwei Mädchen rum, die von den Veranstaltern als heilige Priesterinnen angeheuert waren. Zu viert nahmen sie sich ein Zimmer und probierten stundenlang sämtliche Kombinationen durch. „Frauen“, sagt Herbie zu dem Eis in seinem Glas, „sind was Wunderbares.“

Die beiden Paare und der alte Mann bezahlen und sagen Gute Nacht, und die hinreißende Barfrau bringt ihm noch einen Doppelten.

„Der geht auf mich“, sagt sie. „Dann müssen Sie nach Hause gehen.“

„Sie sind müde, ich weiß.“ Herbie trinkt das Glas halb aus und schenkt ihr seinen mitfühlend traurigen, weisen Blick - den beherrscht er perfekt. Sie kommt näher zum Tresen.

„Sind Sie berühmt? Die Leute haben gesagt, Sie sehen aus wie dieser Schauspieler.“

„Welcher?“

„Weiß ich nicht. Jemand aus dem Fernsehen.“

„Na, überlegen Sie mal: Wenn Sie so fragen - wie berühmt kann ich dann sein?“ Nun wirft er ihr seinen selbstlosen, seelenvollschmachtenden Blick zu, mit dem er fast einen Emmy gewonnen hätte. Sie kommt, falls das überhaupt möglich ist, noch näher zum Tresen.

„Also, wo ist Ihre Frau?“

„Sie schläft.“

„Die Glückliche.“

Er trinkt aus und schiebt das Glas zu ihr hinüber, als wolle er sie auf Abstand halten. Sie lächelt ein wenig, seufzt ein wenig und geht und holt ihm noch einen Wodka. Als sie damit zurück kommt, schiebt sie ihm das Glas, genauso auf Abstand bedacht, hin.

„Also, wer sind Sie?“, fragt sie.

„Was tun Sie, wenn Sie Leuten keinen ausgeben?“

„Dann singe ich, ich bin Sängerin.“ Wieder erscheint der rote Fleck auf ihrer Wange, und Herbie denkt, wenn sie das Erröten patentieren lassen könnte, würde ihr die Welt gehören. Er malt sich einen funkigen kleinen Club im Village aus, verdraucht, sie sitzt auf dem Barhocker, ihr Gesicht vom Licht des einzigen Scheinwerfers umrahmt und singt traurige, sehnsuchtsvolle Songs - kein Typ im Raum, der sie nicht trösten will.

„Nachtclubsängerin.“

„Ja, vielleicht. Mögen Sie Heavy Metal?“

Pling! Das Fantasiebild zerschellt. Herbie hebt die Brauen, als wolle er sagen: „He, toll! Ich steh auf Heavy Metal!“ Sie lacht laut auf und geht weg.

„Na, klar, Herb“, sagt er zu sich - wenn er mit sich selbst spricht, ist es Herb. „Sie singt traurige Liebeslieder in einem verdrauchten Club im Village - auf der Jukebox.“

Plötzlich gehen alle Lampen an, und Herbie zuckt zusammen, als habe man ihm eins übergezogen. Nichts ist deprimierender, als wenn es in einer Bar hell wird, denkt er. Alles verschwindet, um dessentwillen man hier ist – einschließlich des nächsten Drinks. Er kippt den Rest sehr wässrigen Wodka in seinem Glas hinunter. Einen vierten könnte er gut gebrauchen. Er lässt ihr reichlich Geld da, zieht sich umständlich den Mantel an und setzt die Mütze auf. „Heavy Metal, das wär's noch“, sagt er, als er wieder raus geht in die leere Nacht.

Das Licht im zehnten Stock im Mount Sinai ist so schlimm wie das in der Bar, als die Barfrau die Lampen angemacht hat. Die Menschen sehen aus wie in einem Pornofilm. Herbie winkt der Nachtschwester, und sie ruft ihn zu sich.

„Sie schläft noch, Mr. Aaron.“

„Gut. Ich bin auch ganz leise.“ Die Schwester lächelt ihn freundlich an, und er lächelt freundlich zurück. Annies Zimmer ist dämmrig, neben dem Sessel am Fußende ihres Bettes brennt nur eine kleine Lampe. Herbie nimmt ein paar Sachen vom Sessel – etliche Bücher und den *New Yorker*, den er nachmittags mitgebracht hat – und setzt sich. Annie sieht aus wie eine Achtjährige, wie sie da schlummert, als sei sie wunschlos glücklich. In dem Alter hätte er sie gern gekannt.

Vor drei Monaten standen sie auf den, wie es so schön heißt, Brettern, die die Welt bedeuten und machten ein Musical zusammen – Off-Off-Broadway, Supergagen. Die Arbeit mit den jungen Leuten, das Tanzen und Singen, machte ihnen einen Riesenspaß. Die jungen Dinger vergötterten sie, als wären sie die Lunts oder Gott weiß wer. Nein, nein, wir sind die *Lumps*, sagte er zu ihnen, ein weniger bekanntes Showbusiness-Paar. Als er und Annie an einem Abend nach einer Szene

im zweiten Akt abtraten, flüsterte er wie immer: „Und, wie fandest du es?“ Da die nächste Szene schon im Gange war, bahnten sie sich durch die aufeinander gestapelten Teile des Bühnenbildes und die Requisiten leise einen Weg zur Garderobe.

„Gut“, flüsterte sie zurück. „Heute war es besser, fand ich.“

„Ja, ich auch. Endlich hab ich den Lacher für die bekloppte Stelle mit dem Geburtstag gekriegt. Hab ja auch nur sieben Wochen gebraucht, um es richtig zu machen.“ Nun waren sie im Flur.

„Du meinst, wenn du sagst: ‚Ich habe heute nicht Geburtstag‘?“

„Ja. Sie haben laut gelacht - endlich. Ich hab es so gespielt, als könnte ich nicht fassen, dass du nach all den Jahren denkst, es sei mein Geburtstag und - Was ist?“

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Was?“

„Das war ich, Liebling.“

„Was warst du?“

„Als du dich abgewandt hast, hab ich diese Kleinigkeit mit der Augenbraue gemacht - so.“

Sie zeigte ihm, wie sie die linke Augenbraue gehoben hatte, als rief sie: Himmel hilf!

„Der Saal hat getobt“, sagte sie mit kaum verhohlener Selbstgefälligkeit.

„Du hast bei meiner Stelle das Gesicht verzogen?“

„Ach, komm, das ist nicht deine Stelle. Es ist unsere. Wenn einer redet, ist der andere doch nicht tot. Die Szene spielt sich zwischen zwei lebendigen Menschen ab.“

Er bleibt am Wasserspender stehen und nimmt sich was zu trinken.

„Ich dachte, dass ich es endlich raus hätte.“

„Dachtest du.“

Mit Anfang zwanzig hatten sie sich kennen gelernt - vor achtunddreißig Jahren in einem Repertoiretheater in Cleveland. Sie spielten beide in einer Inszenierung von *Mutter Courage*. Er war mit einer anderen Frau verheiratet, und sie kam frisch aus der Schauspielschule. Sie konnten die Hände nicht voneinander lassen. Er becircte sie mit Samuel Beckett, zitierte Stellen aus *Warten auf Godot* - immer ging es darum, wie wir alle versuchen, die Zeit auszufüllen, um nicht darüber nachdenken zu müssen, wie sinn- und hoffnungslos unser Dasein ist. Das klingt vielleicht nicht nach toller Anmache, aber er kannte sein Mädchen. Ab der zweiten Probenwoche stahlen sie sich immer kurzfristig in ihr Apartment, wenn der Regisseur eine Szene probte, in der sie nicht waren. Einzel und betont lässig kamen sie zurück, damit niemand was merkte, doch die weibliche Hauptrolle, ein alter Filmstar aus den Tagen, als europäische Diven groß in Mode waren, hatte sie von Anfang an durchschaut. Wenn einer von ihnen hinter der Bühne war, sagte sie laut und vernehmlich: „Hier hat jemand Spaß gehabt“ und witterte in die Luft. Ertappt zu werden machte fast so viel Spaß wie die Sache selbst.

Herbie schließt die Augen und lässt das Kinn auf die Brust sinken. Zum Einschlafen beschwört er verschiedene Szenarien. Entweder denkt er an all die unterschiedlichen Frauen, mit denen er Sex gehabt hat - welcherart auch immer. Dann fängt er bei der ersten Brust an, die er je berührt hat, und dem Mädchen, dem sie gehörte: Judy Fritchen, die mit dreizehn ein kompliziertes Regelwerk hatte, womit man spielen durfte und womit nicht. Oder er geht Episoden durch, in denen er noch geschmeidig und sehr sportlich war - und lässt die

Schönsten vor sich ablaufen wie einen Filmtrailer. Oder er gibt sich seiner Lieblingsfantasie hin und versetzt sich in die Vergangenheit. Herbie als Spion im Zweiten Weltkrieg in der französischen Résistance. Angeheuert, weil er fließend Französisch und Deutsch sprach und natürlich als Schauspieler einschlägige Erfahrung hatte, und ausgebildet bei den britischen Kommandotruppen und Freien Französischen Streitkräften in England, wo er lernte, mit bloßen Händen zu töten. Bald konnte er mit jeder erdenklichen Waffe kämpfen. Er war nicht nur ein Meisterschütze, sondern wusste, wie man in einem stockdunklen Raum die verschiedensten Schusswaffen auseinandernimmt und wieder zusammenbaut. Er wurde im Nahkampf ausgebildet, in Messerkampftechniken, im Fallschirmspringen und Tieftauchen. Brücken konnte er auch sprengen. Über der Bretagne sprang er ab und wurde von Partisanen in einem Bauernhaus versteckt, bis er mit neuer Identität und neuem Pass - dem eines Kraftfahrzeug-Ersatzteilhändlers aus Dijon - nach Paris aufbrechen konnte. Die Tochter des Bauern, eine strahlend natürliche, aufreizende Schönheit, kam jede Nacht an sein in der Scheune verborgenes Strohbett, doch sie war noch ein bisschen zu jung; in diesen Dingen gibt es Regeln. Vielleicht würde sie ja alt genug sein, wenn er erstmal einen Gestapochef in Paris ermordet und Akten der allerhöchsten Geheimhaltungsstufe gestohlen hätte ...

Annie wacht von seinem Schnarchen auf. Sie blinzelt, öffnet die Augen und sieht ihn hingesenken auf dem Sessel, der Kopf unbequem abgeknickt, der Mund sperrangelweit offen. Die Toten würde er aufwecken, denkt sie und lächelt. Der Witz wäre nach seinem Geschmack. Obwohl mit dem Schmerzmittel tropf alles zur Anstrengung wird - Sehen, Hören, Reden, Atmen -, wühlt sie ihr Bein vorsichtig unter der Decke hervor und stupst ihn mit dem Zeh an. Keine

Reaktion. Sie stupst fester, bis er sich bewegt. Er schaut sich einen Augenblick um, und als er sich erinnert, wo er ist, seufzt er tief.

„Schöner Mist“, sagt Annie. Er nickt und reibt sich die Augen.

„Wo war das gleich?“, fragt er, noch im Halbschlaf. „Bei St. Tropez – wo ich in der Badewanne schlafen musste?“

„In Ramatuelle. Das Hotel war aber in Ordnung. Ich hab richtig gut da geschlafen.“

„Bei mir ging ein Nierenstein ab.“

„Ja, aber das Hotel war schön.“

Er langt nach ihrer Hand. „Warum bist du aufgewacht?“

„Du hast geschnarcht.“

„Ich Idiot.“ Er zuckt mit den Schultern. „Immer dasselbe.“

„Wie im richtigen Leben.“

„Du brauchst deine CD mit den Naturklängen. Ich bring sie dir mit.“

Herbie zieht den Sessel näher ans Bett. Annie bedeutet ihm durch eine Geste, sich zu ihr zu setzen. Eine Weile halten sie sich an den Händen.

„Wie ist es mit den Medikamenten? Brauchst du mehr?“

Sie verneint.

„Wenn sie vorbeikommen, nehm ich gern auch einen Schuss“, sagt er.

„Warst du in einer Bar?“

Er stöhnt.

„Hast du dich betrunken?“

„Nein“, sagt er. „Es klappt nicht.“

„Du kriegst Kopfschmerzen. Nimm ein Aspirin.“

„Sorgst du dich jetzt um *mein* Wohlbefinden?“ Er streift die Schuhe ab und kriecht zu ihr ins Bett, passt auf, dass er nicht gegen den Tropf kommt. „Versuch noch ein bisschen zu schlafen.“

„Nein“, sagt sie. „Ich find's schön so.“ Sie rücken ein bisschen hin und her, um es bequem zu haben.

„Leg dein Bein da hin, wo ich es mag.“ Das tut er. Diese Position ist ihnen vertraut. Sie gehört zu ihrem Leben.

„Wirst du wütend auf mich, wenn ich mich davonmache?“, fragt sie.

„Tust du das wirklich?“

Sie bleiben lange still liegen, nachdenklich.

„Wir verlassen einander doch die ganze Zeit“, sagt er. „Wir verlassen einander tausend Mal am Tag.“

„Ja. Aber anders.“

Sie denken über all die Male nach, die sie einander verlassen haben. Herbie beginnt Annie mit dem Oberschenkel zwischen den Beinen zu reiben.

„Du verlässt mich jedes Mal, wenn wir miteinander geschlafen haben“, sagt sie. „Du klinkst dich aus.“

„Das magst du gar nicht.“

„Ich bin es gewöhnt.“

„Das ist aber wirklich anders.“

„Ach ja?“

„Das ist eher wie Meditation. Es ist die einzige Zeit, in der ich wirklich zur Ruhe komme. Ich gehe in eine Art Alpha-Zustand über.“

„Du pennst weg und schnarchst wie ein Holzfäller. Von wegen Meditation.“

Leise lachen sie zusammen. Das ist zu schön, denkt er. Das werde ich nie wieder haben.

„In der Bar war eine unwerfend gut aussehende Frau. Die Barfrau.“

„Erzähl.“

Ein altes Spiel zwischen ihnen. Es war einmal wie Vorspiel, jetzt ist es die reine Wehmut.

„Ihr Gesicht, das war's. Sie hatte einen provokanten Mund.“

„Hmmm. Du magst aber doch schöne Münder.“

„Das stimmt.“

Er küsst sie sacht auf die Lippen; aus ihrer Kehle kommt ein leiser Laut - nicht ganz ein Stöhnen -, und sie schmiegen sich enger aneinander.

„Provokant, inwiefern?“

„Nach unten verzogen. Als sei sie seit Jahrhunderten traurig. Aber ein sehr verlockender Mund, sehr ... nahbar.“

„Küssbar.“

Er seufzt und küsst sie wieder.

„Wie der von Jeanne Moreau“, überlegt sie.

„Ja, so, aber ... erinnerst du dich an das Mädchen von Piero della Francesca?“

„Die schwangere Madonna?“

„Ja. So sieht sie aus.“

„Wow.“

„Über den Rest kann ich nichts sagen. Die Bar war dunkel, und sie war hinter dem Tresen, aber ich glaube, es war alles dran.“

„War sie scharf auf dich?“

„Sie war scharf darauf, dass ich mich so schnell wie möglich vom Acker machte.“

„Wart's nur ab, Liebling. Sie werden Schlange stehen, einmal um den Block rum. Du bekommst alle Frauen, von denen du immer geträumt hast.“

„Ich lass eine Drehtür einbauen, dann kann der Verkehr frei fließen.“

„Du wirst schon sehen.“

Herbie will keine Frauen. Ohne Annie macht es keinen Spaß. Sie mag Mädchen fast so sehr wie er. In den alten Zeiten, wenn sie sich zusammen eine Liebhaberin nahmen, war Herbie wie der Rettungsschwimmer - entspannt sah er zu, wie die Mädels sich warm und rosig machten, und dann, wenn der Moment gekommen war, durften sie sich schadlos an ihm halten. Er war nur für den Augenblick da, in dem sie brauchten, was er hatte und sie nicht. Na gut, manchmal übernahm er eine aktivere Rolle, schlug dies oder jenes vor, aber dann war der Zauber meist gebrochen. Die Mädchen mochten es nicht, wenn er das Sagen hatte. Doch wenn er es schaffte, sich zu beherrschen, und schlicht wartete, bis sie von selbst auf die Idee kamen, hatte er erstklassigen Sex.

Er und Annie haben schon länger keine gemeinsame Liebhaberin mehr gehabt. Es wurde zu kompliziert. Man begreift nie, wie schwierig etwas ist, bis man damit aufhört. Ein dritter Mensch im Bett kann viel Spaß bringen, aber es ist ein Mensch - mit Problemen und einer Geschichte, mit Neurosen und Gewohnheiten, mit Freunden und Verwandten - und o ja, ein Mädchen, das mit einem Ehepaar ins Bett geht, hat normalerweise ein paar interessante Freunde. Zum guten Schluss allerdings wollten alle, wie sie da waren, Herbie und Annie als Eltern, was die wiederum zuallerletzt brauchten oder wollten. Als also die Letzte ihre Reifeprüfung gemacht hatte - so empfanden sie das wirklich -, machten sie eine Pause und merkten, wie viel leichter es zu zweit war. Aus leichter kann natürlich langweilig werden, deshalb nahmen sie ab und zu, wenn sich die Situation ergab, einen kleinen Imbiss - keine volle Mahlzeit, nur einen Appetithappen.

„Erzähl mir mehr von der Barfrau“, sagt Annie und streicht ihm mit dem Finger übers Herz. Sie weiß, da tut es weh.

Zweites Kapitel

Candy Aaron, todschick in Kaschmir und italienischem Leder, schreitet durch den Krankenhausflur; in einer kleinen, mit einem Faden verschnürten Schachtel bringt sie Kuchen mit. Obwohl die Schwestern sie in dieser Woche jeden Morgen gesehen haben, schauen sie ihr bewundernd nach. Candy hat das gewisse Etwas. Sie ist nicht schön, nicht in dem Sinn, wie es derzeit gefragt ist: nullachtfünfzehn makellos ebenmäßige Züge - aber sie fällt auf. Sie hat die Nase ihres Vaters, den Familienhobel der Aarons, der in jedem anderen Gesicht ein ernsthafter Nachteil wäre, doch in Candys aus irgendeinem Grund ein Pluspunkt ist. Man denkt an einen Schiffsbug, eine Gallionsfigur, die durch das tosende Meer pflügt. Bei Herbie sieht die exakt gleiche Nase aus, als wäre sie ihm nach dem Motto ‚für dich gut genug‘ ins Gesicht gepflastert worden. Herbies Nase gemahnt uns daran, dass wir nicht perfekt sind, Candys ist ein überwältigender Beweis unserer Einzigartigkeit. Und dann natürlich ihr unglaubliches Haar, - irisch rot, eine wilde Mähne, die ihr Gesicht einrahmt, und über ihre Schultern fällt. Als stehe ihr Kopf in Flammen. Candys Haar ist ihr Stolz, ihr Markenzeichen. Ein Blick ins Zimmer, und sie sieht ihre Mutter und ihren Vater in dem Krankenhausbett aneinandergeschmüht wie zwei Hundewelpen in einer Kiste. Unwillkürlich, unhörbar holt sie Luft, Tränen springen ihr in die Augen. Sie schüttelt den Kopf, als wolle sie sich dagegen wehren. Ihre Mutter und ihr Vater haben immer in einer eigenen Welt gelebt. Schon in ihrer Kindheit war es, als sei ein magischer Kreis um die beiden geschlagen; sie, die Tochter, konnte nie in die Zauberblase eindringen. Es gab Annie und Herb, Herbie und Ann - und außerdem Candy. Nicht, dass Candy nicht gewollt und innig geliebt, getragen und gefördert worden wäre. Schließlich war sie ihr Kind. Doch sie wusste immer, dass sie nie von jemandem so geliebt werden

würde, wie ihre Eltern einander liebten. Damit wuchs sie auf, sie trug es wie einen Ausweis mit sich herum - und zum Schluss war es Bestandteil ihrer Identität.

Sie bleibt in der Tür stehen, die Hüfte erwartungsvoll vorgeschoben, die Kuchenschachtel baumelt an dem Bündel, den sie mit Daumen und Zeigefinger hält. Sie atmet laut durch, als könne sie die beiden mit ihrer Missbilligung wecken. Herbie kriegt es mit und bewegt sich. Winkt ihr und legt den Zeigefinger auf den Mund. Weck deine Mutter nicht.

Mit einer Geste fragt sie: Soll ich später kommen? Herbie verneint.

„Ich hab was zum Kaffee mitgebracht“, flüstert sie.

Herbie befreit sich vorsichtig aus den Schläuchen, nimmt Candy den Kuchen ab und küsst sie liebevoll auf die Wange. „Danke, Süße.“

„O je, Daddy, du siehst aus wie ausgekotzt.“

„Aber du siehst gut aus.“

Candy verdreht die Augen zur Decke und stöhnt - als könnte sie das Kompliment nicht ertragen. „Maurice verlässt mich.“

„Was?“

„Ja. Er hat eine andere. Es ist aus.“

Diese Information ist Herbie jetzt zuviel. Er hat vielleicht eine Stunde geschlafen, allerhöchstens; er spürt immer noch den Restalkohol von den Wodkas, und seine Worte kommen gereizt und feindselig heraus. „Was redest du da?“ Seine Stimme wird höher, und als wolle er zum Angriff übergehen, schiebt er den Kopf vor. „Was, verdammt noch mal, redest du da?“ Candys Alarmanlagen stehen auf Sturm, alle: Glocken, Trillerpfeifen, Sirenen, und sie spürt einen heftigen Adrenalinstoß. Das einzige, was ihr einfällt, ist zurückzuschlagen. Sie fährt Herbie mit ausgestrecktem Zeigefinger

vor dem Gesicht herum - selbst ohne die italienischen Stiefel ist sie größer als er - und zischt: „Was? Was ist dein Problem?“

„Jetzt ist weder die Zeit noch der Ort für deine dramatischen Auftritte“, faucht er, als redete er mit einer Dreizehnjährigen. „Es geht nicht um dich.“ Candy ist zumute, als hätte man sie geschlagen. Ihre Angriffslust schwindet, und sie ist plötzlich das zerschrammte, blutende Opfer. Ihr Brustkorb fällt ein, seltsamerweise wird sie kleiner und dünner, und ihre Augenbrauen hocken als unschuldige Fragezeichen über ihrer Nase. Nun ist es die Nase ihrer Vorväter, die Nase der Knechtschaft, der Verfolgung und Ungerechtigkeit.

„Ich kann nicht glauben, dass du das sagst, Daddy. Das ist das Gemeinste, was du je zu mir gesagt hast. Worauf willst du hinaus? Dass mir Mommy egal ist? Dass ich sie nicht liebe? Willst du das sagen?“

„Liebster, geh nach Hause und dusch dich“, sagt Annie vom Bett aus. Ihre Stimme ist ruhig. Sie ist die einzige in der Familie, die von ihrem Sterben nicht total gestresst ist. Was auch immer sie noch mit sich ausmachen musste, sie hat es getan. Herbie kriegt vor Empörung immer noch kaum Luft und beginnt im Zimmer auf und ab zulaufen.

„Geh nur, Schatz. Ich möchte mit Candy eine Weile allein sein. Nimm eine Dusche und schlaf ein bisschen. Bis später.“

Herbie zieht sich langsam den Mantel an. Ein wenig verlegen schaut er Candy an und versucht dann, ihr einen Kuss auf die Wange zu geben. Das verbittet sie sich. Er zuckt die Achseln und winkt zum Abschied.

Annie klopft aufs Bett, und Candy setzt sich neben sie. Sie fassen sich an den Händen und bleiben eine Weile schweigend sitzen. Annie, die kaum noch den Arm heben kann, fühlt sich stärker als je zuvor in ihrem Leben. Sie ist mit sich im Reinen, Zweifel gibt es nicht mehr.

Sie stirbt, und es fühlt sich an wie das, was sie jetzt auch tun sollte. Aber - ein Aber gibt es immer - bevor sie den letzten Atemzug tut, hilft sie allen noch einmal, die Dinge klar zu sehen.

„Lass Daddy ein bisschen Freiraum, Schatz. Er weiß nicht mehr ein noch aus.“

„Der kann mich mal! Er weiß nicht mehr ein noch aus? Und was ist mit mir? Ich weiß auch nicht mehr ein noch aus.“

„Erzähl mir, was mit Maurice ist.“

Candy schnieft kläglich, macht die Schachtel auf und bricht sich ein schönes großes Stück von dem Kuchen ab. Sie hält Annie die Schachtel hin, und Annie nimmt sich ein schmaleres. Sie krümeln ins Bett wie früher, als Candy klein war.

„Erinnerst du dich an Susan Hoff? Sie war in Paris eine Zeitlang Jean-Lucs Cutterin.“

Jean-Luc ist Candys früherer Lover. Mittlerweile ist er ein bekannter Dokumentarfilmer - ja, weltberühmt. Wenn auch Herbie immer sagte, er könne sich ums Verrecken nicht vorstellen, wie diese Dokumentarfilmtypen von ihrer Arbeit leben könnten. Keiner guckt sich ihre Filme an, sie bekommen immer nur Preise. Doch Jean-Luc ist offenbar einer der besten, und Candy war sechs Jahre mit ihm zusammen. Er gehört zu diesen drahtigen Typen, die sämtliche Extremsportarten betreiben: Helikopterskifahren, durch Nepal trekken, Doppel-Triathlons. Wegen seiner Arbeit reist er durch die Weltgeschichte und filmt Sachen wie ‚Die Schrumpfkopffrituale der Pygmäenvölker‘. All das ist angesichts der Tatsache, dass Candy eine passionierte Zuhausebleiberin ist und immer war, absolut erstaunlich. Doch sie hat vier Filme mit ihm koproduziert, und sie waren ein gutes Team. Sie besaßen eine tolle Wohnung in Paris, Annie und Herb besuchten sie häufig, und zu viert hatten sie für

gewöhnlich viel Spaß miteinander. Herbie schätzte Jean-Luc immer. Für einen Franzosen, fand er, war er ein sehr netter Typ.

„Welche war Susan Hoff? Ich versuche, sie mir vorzustellen. Sind wir mal mit ihr essen gewesen?“

„Nein, die Britin. Erinnerst du dich, dass wir mal zu dritt shoppen gegangen sind? In der Einkaufspassage im Zweiten Arrondissement? Und du hast den grünen Schirm gekauft?“

„Eher klein mit großen Brüsten?“

„Mhm. Den Schirm habe ich immer noch“, sagt Annie. Candy sieht ihn vor sich; sie weiß genau, wo er ist - er hängt im Schlafzimmerschrank ihrer Eltern, an einem Haken innen an der Tür. Sie wird den grünen Schirm mit in ihre Wohnung nehmen, denkt sie, und nie wegwerfen. Sie versucht, nicht daran zu denken - daran, wie das Leben sein wird, wenn Annie nicht mehr da ist -, doch wie bei einer offenen Stelle im Mund kann sie sich nicht davon abhalten, immer wieder daran herumzupolken, daran zu denken. Annie liest es ihr im Gesicht ab und knufft sie sanft in den Arm.

„Nun komm, erzähl mir von Susan Hoff.“

Candy fasst sich und atmet einmal tief durch. „Sie vögelt mit Maurice.“

Annie schaut sie an, als wäre sie verrückt. „Maurice liebt dich, Schatz. Das weiß ich. Ich kenne den Mann sehr gut.“

„Wenn sie jetzt noch nicht vögeln, dann bald.“

„Wo hat Susan Hoff Maurice denn kennen gelernt? Ist sie nicht in Paris? Oder London?“

„Nein, sie ist hier.“

„Und ...“

Candy macht einen Schmollmund wie ein kleines Kind und verdreht die Augen gen Himmel, ihr Blick sagt: Schau mich nicht an, ich bin nur ein unschuldiges kleines Mädchen.

„Ach, Schatz. Warum machst du das?“ Candy ist dafür bekannt, dass sie ihre Partner mit Frauen zusammen bringt, die perfekt zu ihnen passen. Candys Erfolgsrate beträgt hundert Prozent. Jean-Luc ist nun verheiratet mit einer Zimmergenossin von ihr aus der Collegezeit und hat zwei Kinder. Sie laufen alle Ski.

„Susan Hoff ist ein Schaf. Sie ist ein einigermaßen intelligentes, einigermaßen attraktives Schaf mit großen Titten. Sie ist genau, was Maurice braucht. Er will keine Frau; er will ein Schaf. Und ich bin kein Schaf.“

„Was bist du?“

Candy seufzt und schüttelt den Kopf. „Ich weiß nicht - ein seltener Vogel, ein Schmuckreihler. Ich kann natürlich auch ein Schaf sein. Ich war's ja schon - bei Jean-Luc; bei Jean-Luc war ich ein vollkommenes Schaf. Und ein Scherpa. Und bei Eric Katz, bei dem war ich definitiv auch ein Schaf. Erinnerst du dich an den Idioten? Und ich war ein Schaf bei dem anderen Typen, dem aus Florida. Ich könnte es also auch bei Maurice sein. Ich war es sogar schon. Ich meine, die Klamotten sind toll. Und die Reisen. Und Maurice ist nicht dumm, er ist brillant darin, so tun, als hätte ich mein eigenes Leben und meine eigene Karriere. Er hat mir eine hochkarätige Funktion gegeben, ein Büro und eine Sekretärin, aber das ist alles Tinnef. Ich bin für ihn da - begleite ihn, bespiegele ihn mit seinen glänzenden Ideen, ich bin in seinem Bett. Schlussendlich ist aber alles für ihn.“

„Und was ist für dich? Was willst du?“

„Ich weiß es nicht. Ich hab dir ja gesagt, ich bin ein Schmuckreihler  
- was wissen Schmuckreihler? Manchmal möchte ich, dass jemand für  
mich sorgt, und manchmal will ich der seltene Vogel sein, der ich  
auch bin.“

„Was ist mit beidem? Du könntest beides haben und sein.“

Candy seufzt und schaut Annie, die stets beides war und beides  
hatte, lange an. „Du hast gut reden“, sagt Candy. Sie lächeln und  
fassen sich wieder an den Händen.

„Das ist der Lieblingsswitz deines Vaters.“

„Welcher?“

„Ein Typ kommt nach Hause und sagt zu seiner Frau, der Arzt hat ihm  
soeben eröffnet, dass er nur noch zehn Stunden zu leben hat. Die  
Frau ist völlig aufgelöst und sagt, sie kocht ihm sein  
Lieblingssessen - Brathähnchen mit Kartoffelbrei - und er sagt, nein,  
er möchte mit ihr schlafen - die ganze Nacht - immer und immer  
wieder. ‚Du hast gut reden‘, sagt die Frau, ‚du musst morgen früh  
nicht aufstehen‘.“

„Wie schrecklich!“, ruft Candy aus. Aber lachen muss sie trotzdem.

„Wieso kenne ich den gar nicht?“ Sie lachen zusammen, und dann  
halten sie einander in den Armen.

Herbie beschließt, durch den Park nach Hause zu laufen. Er hat immer  
noch eine Stinkwut auf Candy, und die soll verpuffen. Außerdem hat  
er einen neuen Mantel und will sehen, ob der die Kälte abhält. Es  
ist ein normaler Mantel, nicht so ein Michelin-Männchen-Dings, in  
dem er sich fühlt, als wäre er zwölf Jahre alt. Ein Wollmantel,  
klassisch elegant, dreiviertellang, schön tiefe Taschen und  
herausnehmbares Futter. Das ist aus diesem Michelin-Männchen-

Material, doch in der leichten Variante - man hat es warm, sieht aber nicht aus wie ein Iglu. Ein schöner Mantel. Herbie zieht die Ohrenklappen seiner kleinen Tweedmütze herunter, und los geht's.

Sie kann anders nicht damit umgehen, sagt er laut und wild gestikulierend, als er nördlich der Sechsunneunzigsten Straße in den Park läuft. Sie muss es zu ihrem Drama machen. Nie im Leben hat Maurice eine Andere. Was auch immer er ist, so ein Mistkerl ist er nicht. Herr im Himmel, sie leben schon seit vier Jahren zusammen. Sie machen alles zusammen. Und er macht ihr einmal in der Woche einen Heiratsantrag, und sie lehnt immer ab. Ja klar, wie bei all den anderen Typen. Kommt nicht in die Gänge, verdammt noch mal.

Herrje, denkt Herbie, schon allein der Gedanke: Candy wieder allein. Bitte, nur das nicht! Dann fängt sie wieder eine neue Laufbahn an. Freskomalerei. Oder Neurobiologie. Sie studiert wieder - in Bologna, Prag oder Helsinki -, und ich muss es bezahlen, weil Candy, obwohl nicht auf den Kopf gefallen und viel herumgekommen, chronisch klamm ist. Sie ist wie ihre Mutter - kann nicht mit Geld umgehen, absolut nicht. Nur es verschenken. Bitte, lieber Gott, sie reagiert bestimmt mal wieder über, und mit ihr und Maurice ist alles in Ordnung.

Maurice würde Herbie fehlen. Über die Jahre haben die beiden eine sehr nette Beziehung zueinander entwickelt. Herbie fand immer, dass Candy vernünftig war, sich mit einem Typen seines Alters zusammen zu tun. Er und Maurice sind vier Monate auseinander und verstehen sich gut. Es ist auch nicht übel, einen Freund zu haben, der in die Besitzerloge im Yankee Stadium eingeladen wird. Maurice hat Macht und Einfluss. Er ist Firmeneigentümer, er sitzt in Aufsichtsräten, er spendet für die großen Wohltätigkeitsorganisationen und geht gelegentlich mit dem Bürgermeister essen. Maurice gehört zu den großen Machern, agiert auf höchstem Niveau - Immobilien,

Telefongesellschaften, Hedgefonds, er hat seine Finger überall drin, einerlei, wie die Zeiten sind. Er und Maurice sind grundverschieden - Maurice der Bürger, Herbie der Bohemien -, aber auf einer sehr elementaren Ebene verstehen sie sich. Ja, doch, er würde Maurice vermissen.

Er wird sie nicht verlassen, niemals, sagt Herbie. Sie wohnen in einer vierstöckigen Stadtvilla im Village, sie haben das Haus in Southampton, sie haben den netten kleinen Flieger, mit dem sie in der Gegend herum jetten. Also bitte, niemals. Candy sollte klein begeben und ihn heiraten. Was sie deshalb nicht tun wird, weil es, verdammt noch mal, nicht dramatisch genug ist. Wenn sich kein griechisches Drama um sie herum abspielt, findet sie es nicht der Mühe wert, morgens aufzustehen. Es ist schwer, das Sterben der eigenen Mutter dramatisch zu überbieten, doch wer sagt's denn, Candy versucht es.

Er fängt auch an, mit Annie zu schimpfen. Wie kann er nur? Wie kann er nur seiner wunderbaren Annie böse sein? Partnerin seines Lebens, seine Muse, sein Herz! „Weil sie stirbt, verflucht! Deshalb!“, brüllt er die Bäume an. „Dabei hatten wir einen Deal mit Brief und Siegel, wasserdicht: Ich gehe zuerst. Und jetzt kneift sie.“

Es ging so schnell, er ist noch nicht mal zum Luftholen gekommen. Vor einem Monat ging es ihr prächtig. Ihre Krebserkrankung von vor zwanzig Jahren hing natürlich immer über ihnen wie ein Krumsäbel. Aber daran waren sie gewöhnt. Und dann - binnen einer Woche - die drei Worte, die man niemals hören will, eins nach dem anderen: Rezidiv. Metastasen. Überall.

Trotz der Ohrenklappen wird es Herbie nicht warm. Ihm klappern die Zähne, als hätte er Fieber. Bestimmt hat er schon drei Kilometer zurückgelegt, fluchend und tobend, und er ist erschöpft. Was noch

von dem Wodka rausch übrig war, ist verflogen, und er hat einen ausgewachsenen Kater. Von der Dreiundachtzigsten Straße biegt er auf den Broadway ein, genau da, wo der große Delicatessen ist, und davor steht ein Mann und starrt ihn an. Je näher Herbie kommt, desto mehr nagelt der Mann ihn mit Blicken fest. Gut, das passiert oft - Herbie war viel im Fernsehen, und ab und zu erkennen ihn die Leute noch. Oder, wahrscheinlicher: Der Typ meint, er habe ihn schon mal gesehen, weiß aber nicht, wo. Vielleicht sind sie zusammen zur High School gegangen oder haben in den Adirondacks gezeltet. So was erlebt Herbie ständig. Er geht langsamer, als er an dem Typen vorbeikommt, und schenkt ihm das bescheidene, gute alte „Wie geht's, wie steht's?“-Lächeln. Der Typ streckt ihm eine kleine braune Tüte entgegen.

„Mögen Sie jüdisches Essen?“

„Was?“

„Hier drin ist ein halber Bagel mit Räucherlachs. Ich habe ihn nicht angerührt, und ich will es auch nicht. Bitte, nehmen Sie.“ Er schwenkt die Tüte ein wenig hin und her.

„Nein, ich habe Essen zu Hause. Danke.“ Als der Typ ihn mit einem wirklich rührenden Blick anschaut und wieder mit der Tüte wedelt, begreift Herbie, dass er ihn für einen Obdachlosen hält. Im selben Moment macht es auch bei dem Mann Klick: Dieser Bursche ist gar nicht obdachlos, und ich habe gerade einen großen Fehler gemacht. Sie weichen voreinander zurück und setzen sich in entgegengesetzte Richtungen in Bewegung - obwohl auch Herbie nach downtown will. Dann aber bleibt er stehen und denkt, ach, was soll's, und ruft dem Typen nach: „Sie essen es wirklich nicht?“ Und der Mann dreht sich sofort um und kommt angelaufen. „Nein, ich wollte es wegschmeißen, ehrlich.“

„Und ist ein kleiner Zwiebelring drauf?“

„Aber klar.“

„Und Sie haben nicht davon abgebissen?“ Der Mann legt die freie Hand aufs Herz.

„Was soll's“, sagt Herbie, dieses Mal laut zu dem Mann, der lächelt und ihm die Tüte gibt, immer noch nicht sicher, ob Herbie nicht doch obdachlos ist. Dann winken sie einander zu, und Herbie überquert die Straße - er muss von dem Mann wegkommen.

„Was mir stinkt“, sagt er laut, „ist der dämliche Mantel. Ein neuer Mantel, der achthundert Dollar gekostet hat, und der Typ meint, ich schlafe darin. Was zum Teufel ist hier eigentlich los?“